

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Gordon Reece**  
**Mucksmäuschentot**  
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

Meine Mum und ich wohnten in einem Häuschen, das etwa eine halbe Stunde außerhalb der Stadt lag.

Es war nicht einfach gewesen, ein Haus zu finden, das unseren Anforderungen entsprach: ländlich, keine Nachbarn, drei Schlafzimmer, Vorgarten und Garten; ein altes Haus (wegen des Charakters), aber mit allen Annehmlichkeiten – eine moderne Zentralheizung war unverzichtbar, weil wir es beide gerne warm hatten. Es musste ruhig sein. Es musste abgeschieden sein. Schließlich waren wir Mäuse. Wir suchten kein Haus. Wir suchten ein Versteck.

Wir besichtigten zahllose Immobilien, doch wenn wir das Dach des Nachbarhauses durch die Bäume sehen oder in der Ferne Verkehrslärm hören konnten, schauten wir einander an und strichen es von der Liste. Natürlich brachten wir die Besichtigung zu Ende und hörten geduldig zu, während man uns das Offensichtliche erklärte: *Dies ist das Schlafzimmer – noch ein Schlafzimmer – das Badezimmer*. Alles andere wäre uns unhöflich erschienen, immerhin hatte uns der Immobilienmakler ja so weit aufs Land hinaus gefahren. Außerdem hätte sich meine Mum wohl kaum gegen den dreisten jungen Mann mit dem gegelten Haar und dem ständig klingelnden Handy durch-

setzen können (*Wir haben genug gesehen, danke, Darren, wir sind nicht interessiert*). Mäuse sind niemals unhöflich. Mäuse sind nicht durchsetzungsfähig. Und so verbrachten wir viele Samstage damit, Häuser zu besichtigen, an denen wir überhaupt nicht interessiert waren.

Irgendwann aber landeten wir im Honeysuckle Cottage.

Es war nicht das hübscheste Häuschen von allen – die braune Ziegelfassade, die kleinen Fenster, das graue Schieferdach und die rauchgeschwärzten Schornsteine sahen so gar nicht nach einem Landhaus aus. Aber es war wunderbar abgeschieden, umgeben von weiten Feldern, und der nächste Nachbar wohnte fast einen Kilometer entfernt. Man konnte das Häuschen nur über eine gewundene, einspurige Straße erreichen, die sich in einem weiten Bogen um den großen Garten schlängelte. Mit den engen Haarnadelkurven und den Hecken an beiden Seiten erinnerte sie eher an ein Labyrinth als an eine öffentliche Straße. Zum ersten Mal kauften wir Darren tatsächlich ab, dass sich nur wenige Autos hierher wagten, weil sie fürchteten, hinter landwirtschaftlichen Fahrzeugen dahinzukriechen. Die lange, baumbestandene Einfahrt mit den Schlaglöchern und der scharfen Linkskurve verstärkte noch den Eindruck, dass Honeysuckle Cottage einfach zu weit von der rauen Wirklichkeit entfernt war, um uns dort zu finden.

Und es herrschte eine himmlische Ruhe. Als wir an einem windigen Tag Anfang Januar aus Darrens Gelän-

dewagen stiegen, fiel mir als Erstes die Stille auf. Ich bemerkte sie, als die Vögel hoch über uns in den Bäumen verstummten und Darren seine unermüdlichen Anpreisungen (*Ich liebe dieses Haus – und das meine ich ernst – wenn ich könnte, würde ich morgen hierherziehen*) vorübergehend unterbrach. Da war es, das wunderbarste Geräusch der Welt – das absolute Fehlen von Geräuschen.

Das Haus gehörte Mr und Mrs Jenkins, einem älteren Ehepaar, das uns an der Tür empfing. Strähniges graues Haar, gerötete Wangen, stämmig in ihren Strickjacken, Teebecher in der Hand. Sie brachen in herzliches Gelächter aus, obwohl niemand etwas Komisches gesagt hatte. Mr Jenkins erklärte, dass sie wegen der Gesundheit seiner Frau – »Die Pumpe stottert«, wie er sich ausdrückte – wieder in die Stadt ziehen mussten. Sie wollten nicht »in der Pampa« sitzen, falls etwas passierte. Es bräche ihnen das Herz, das Haus zu verlassen, und er versicherte uns, dass sie fünfunddreißig wunderbare Jahre hier verbracht hätten. *Ja, fünfunddreißig wunderbare Jahre*, wiederholte Mrs Jenkins als gehorsames Echo ihres Mannes.

Sie unternahmen die übliche unbeholfene Tour durchs Haus: zu viele Leute in der engen Diele und auf dem Treppenabsatz, das Gedränge (*nach Ihnen – nein, nach Ihnen*) vor jeder Tür. Während wir von einem Zimmer ins nächste gingen, spürte ich immer wieder Mr Jenkins' Blick. Er überlegte wohl, wie ein schüchternes Mädchen aus der Mittelklasse an die hässlichen Narben im Gesicht gekommen war. Ich war erleichtert,

als sie uns durch die Küche in den Garten führten, wo ich zurückbleiben und seinen neugierigen blauen Augen entgehen konnte.

Mr Jenkins war ein erfahrener Gärtner, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellte. Wir trotteten hinter ihm her, während er uns seine Obstbäume, sein Gemüsebeet und die beiden Schuppen vorführte. Es waren die saubersten und aufgeräumtesten Schuppen, die ich je gesehen hatte: Jedes Werkzeug hing an einem Haken – sogar die Gartenhandschuhe waren mit *Jerry* und *Sue* beschriftet. Er zeigte uns seinen stinkenden Komposthaufen und verkündete: »Das ist er – mein ganzer Stolz!« Dann führte er uns zu einer Reihe Zypressen, die er nach ihrem Einzug gepflanzt hatte. Die Bäume waren inzwischen über zehn Meter hoch, und während er sich über ihre gesunde Rinde ausließ, spähte ich argwöhnisch durchs dichte Laub. Dahinter erstreckten sich nur die endlosen fahlbraunen Furchen der Felder.

Auf seinen Vorgarten war Mr Jenkins besonders stolz. Der große Rasen, kurz geschnitten wie ein Bowlingplatz, wurde von zahllosen Pflanzen und Büschen eingefasst, die trotz der Jahreszeit noch vereinzelt bunte Farben trugen. »Es ist wichtig, ein paar Winterblüher zu setzen«, erklärte er Mum. »Dazu viele mehrjährige Pflanzen, sonst haben Sie im Winter keine Farbe.« Mum wollte das Thema wechseln und sagte, sie verstünde nicht viel von Gärtnerei, doch Mr Jenkins betrachtete es als Aufforderung, um diese Bildungslücke auf der Stelle zu schließen. Er setzte zu einem

langen Vortrag über verschiedene Erdsorten an. »Diese Erde hier ist kalkhaltig. Sie ist ein bisschen trocken, ein bisschen *hungrig*. Sie braucht viel Stalldung, Gartenkompost, Torf ...« Ich schlenderte davon, weil ich sein Gerede nicht länger ertragen konnte. »Laubkompost ... Kunstdünger ... Kalksteinschichten ...« Einmal glaubte ich, »getrocknetes Blut« zu verstehen, aber das muss wohl ein Irrtum gewesen sein.

Ich ging weiter, wobei seine aufreizende Stimme zu einem dumpfen Murmeln verklang. Schließlich stieß ich auf ein großes, ovales Rosenbeet, das sich mitten auf dem Rasen befand. Die Rosen waren rücksichtslos beschnitten worden und reckten ihre amputierten Stümpfe protestierend zum Himmel. Das ganze Beet wirkte trostlos und erinnerte mit dem großen Haufen umgegrabener Erde an ein frisch angelegtes Grab.

Während ich die Blumen und Sträucher betrachtete, wurde mir klar, dass ich die meisten Namen nicht kannte. Wenn ich Schriftstellerin werden wollte, müsste ich daran arbeiten. Schriftsteller schienen immer die Namen von Blumen und Bäumen zu kennen; es ließ sie respektinflößender klingen, irgendwie gottähnlicher. Ich beschloss, nach unserem Einzug (denn Mums verträumter Blick hatte mir verraten, dass dies unser neues Zuhause werden würde) die Namen sämtlicher Blumen und Bäume im Garten zu lernen – und zwar sowohl die volkstümlichen als auch die lateinischen Namen.

Als ich wieder zu Mum kam, konnte Mr Jenkins seine Neugier nicht länger zügeln.

»Was ist mit dir passiert, meine Liebe?«, fragte er und deutete vage auf mein vernarbtes Gesicht.

Mum zog mich instinktiv an sich und übernahm die Antwort.

»Shelley hatte einen Unfall. In der Schule.«

## 2

Mum kaufte Honeysuckle Cottage von dem Anteil, den sie bei der Scheidung erhalten hatte. Ihrem Mäuseanteil. Mein Dad – kaum zu glauben, aber er ist Anwalt für Familienrecht – hatte uns vor eineinhalb Jahren wegen seiner Sekretärin verlassen, die unglaubliche dreißig Jahre jünger ist als er, mit lüsternem Puppengesicht und Riesendekolletee. (Sie war nur zehn Jahre älter als ich! Wie sollte ich sie als meine *neue Mutter* betrachten?) Die Regelung von Finanzen und Sorgerecht hatte fast ein Jahr gedauert. Dad kämpfte gegen Mum, als wäre sie seine schlimmsten Feindin und nicht die Frau, mit der er achtzehn Jahre lang verheiratet gewesen war. Er versuchte, ihr alles wegzunehmen – sogar mich.

Mum gab in fast allen Punkten nach – sie gab das Recht auf einen Anteil an seiner Pension auf, sie gab das Recht auf Unterhalt auf, sie gab ihm sogar einige Geschenke zurück, die er ihr während der Ehe gekauft hatte und nun kleinlich zurückforderte, doch sie weigerte sich, mich aufzugeben. Das Gericht vertrat die Ansicht, dass ich als überdurchschnittlich intelligente Vierzehnjährige selbst entscheiden konnte, bei wem ich leben wollte. Da ich um jeden Preis bei Mum bleiben wollte, wurde der Sorgerechtsantrag



meines Vaters schließlich abgelehnt. Als ihm klar wurde, dass er Mum nun nicht für ihre jahrelange Hingabe bestrafen konnte, indem er mich ihr wegnahm, wanderte er prompt mit Zoe nach Spanien aus. Anscheinend wollte er mich so dringend bei sich haben, dass er sich nicht einmal verabschiedete. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört.

Die Eigentumsübertragung ging ungewöhnlich schnell, und so konnten wir Ende Januar einziehen. Es war einer jener psychotischen Wintertage, an denen der Himmel gerade noch voller finsterner Wolken hängt und gleich darauf die Sonne strahlt, als wäre der Frühling gekommen – worauf sie wieder von schaurigen Wolken vertrieben wird, die scharfen Wind und kalten Regen mit sich bringen.

Die Umzugsleute kauten Kaugummi, stanken nach Schweiß und trampelten in ihren schmutzigen Stiefeln durchs ganze Haus. Sie ließen aufdringliche Bemerkungen fallen, wie durstig sie von der Arbeit geworden seien und wie gut ein »Tässchen Tee« jetzt täte. Gehorsam brachte Mum ein Tablett Tee mit Milch und gab drei oder vier Stück Zucker hinein, so wie sie es wünschten, und dann saßen sie auf den Umzugskartons, die sie eigentlich hätten schleppen sollen, tranken und rauchten. Einer bemerkte, wie Mum die hässliche Schramme betrachtete, die sie am Klavier hinterlassen hatten, und rief fröhlich: »Das waren wir nicht, Schätzchen. Das war schon so.« Sie huschte ins Haus (*Mäuse gehen Konfrontationen aus dem Weg*), worauf alle herzlich lachten.

Sie drängten sie so lange, bis sie bar bezahlte – einschließlich der halben Stunde, in der sie ihren Tee getrunken und ihren »vornehmen« Akzent nachgeahmt hatten. Dann endlich fuhren sie ab und ließen die Zigarettenkippen in den Blattachseln der Blumen hängen.

Ich bereute es nicht, das luxuriöse Haus in der Stadt, in dem ich fast mein ganzes Leben verbracht hatte, gegen den bescheidenen Komfort von Honey-suckle Cottage einzutauschen. Nachdem die Scheidung eingereicht worden war, hatte ich es nicht mehr als mein Zuhause empfunden. Es wurde zum *ehelichen Heim* – einem wertvollen Besitz, den die Anwälte auf beiden Seiten wie zwei geschickte Schachspieler an sich bringen wollten. Ein *eheliches Heim* kann nie ein glückliches Zuhause sein.

Es barg zu viele Erinnerungen – gute und schlechte. Ich war mir nicht sicher, welche am schmerzlichsten waren: wie sich mein Dad als Weihnachtsmann verkleidet hatte, als ich sieben war, und mir mit sanften Händen einen zitternden, kleinen Goldhamster überreicht hatte; wie mein Vater sieben Jahre später in betrunkenem Zustand die Haustür eingetreten hatte, weil ich mich weigerte, das Wochenende wie geplant mit ihm zu verbringen; der fünfzehnte Hochzeitstag meiner Eltern, an dem sie Wange an Wange und vor den Augen ihrer Freunde im Wohnzimmer zu Eric Claptons »Wonderful Tonight« getanzt hatten; wie mein Dad meine Mutter drei Jahre später so heftig von sich gestoßen hatte, dass sie rücklings zu Boden stürz-

te und sich einen Finger brach. *In ebendiesem Wohnzimmer ...*

Es gab noch einen Grund, aus dem ich erleichtert war, das *eheliche Heim* zu verlassen, auch wenn ich ihn mir ungern eingestand. Es war die Versuchung, meinen Dad weiterhin zu lieben. So abscheulich er Mum auch behandelt hatte und so sehr ich auch versucht hatte, ihn schlimmer als schlimm darzustellen, war die Bindung an ihn doch ungeheuer stark. Alles im Haus erinnerte mich an seine andere Seite, seine Freundlichkeit und den Spaß, den wir zusammen gehabt hatten. Da waren das Baumhaus in der Blutbuche, das er mir gebaut hatte, als ich sechs oder sieben war; die wunderschönen Bücherregale, die er in meinem Zimmer aufgestellt hatte, als ich auf die weiterführende Schule kam, und die ledergebundene Ausgabe von Kinderbuchklassikern, die er mir aus London mitgebracht hatte. (Dad hatte mich ermutigt, Schriftstellerin zu werden, es war seine Idee gewesen.) In der Garage, in der er Sport getrieben hatte und die noch schwach nach seinem Schweiß roch, hing die alte Dartsscheibe, auf der wir unter hysterischem Gelächter »Round the Clock« gespielt hatten.

Die schmerzlichste Erinnerung an meinen Dad stellte sich aber ein, wenn ich in den Spiegel sah – und seine haselnussbraunen Augen zurückblickten. Er war mir nie so nahe gewesen wie Mum, doch hatte es zärtliche Augenblicke gegeben – wenn er mich als kleines Mädchen hoch in die Luft schwang, als wollte er im hellen Sonnenschein durch mich hindurchbli-